

Emma Glass

Peach  
Roman

Aus dem Englischen übersetzt  
von Sabine Kray

Edition Nautilus

## Näher\_in Not

Plump klebt klebrig nasse Wolle. Klebt. Windet sich um Wunden, schließt Schnitt um Schnitt mit jedem Schritt, an der Wand entlang; meine Hand, behandschuht, schrammt daran. Rohe rote Steine zerfetzen Wolle. Zerfetzen Haut. Rohe rote Haut. Roh der rote Kopf. Ich ziehe den zerlumpten Handschuh von den Fingern, zucke als Fetzen zupacken, festhalten an meinen aufgeschürften Knöcheln. Es ist dunkel. Das Blut ist schwarz. Trocken. Riss rissig reißt. Der Geruch von verbranntem Fett verstopft meine Nasenlöcher. Ich bringe Finger ans Gesicht, wische Fett weg. Es klebt an meiner Zunge, kriecht in meinen Mund, schleimt an den Zähnen lang in die Wangen. Tropft. Die Kehle runter. Mir wird übel. Pink schimmert das Übel im Mondlicht. Fleischig. Fettig. Ich lehne mich an die Wand und schließe die Augen. Ich schlucke schwer. Ich schmecke Fleisch. Tierfleisch. Wieder übel. Meine Augen flackern. Pink flammt auf. Wieder schwarz. Mein Körper summt, drängt zum Backstein. Ich sehe Schwarz.

Dichtes Schwarz. Aufgedunsen. Meine Lider aufgedunsen. Geschwollen. Schwarz-geschwollen vom Schlag. Vollgeschmiert mit Fett von seinen schlüpfrig schleimigen Wurstfingern. Seine Befehle reißen noch an meinem Trommelfell. Mach die Augen zu. Mach sie ganz fest zu. Und mach auf deine – doch die Augen zu. Mach sie zu. Mach sie zu.

Ich sehe Schwarz. Seinen schwarzen Mund. Ein Schlitz in seiner Haut. Klafft. Schwarz verkohlt. Verkohltes Fleisch. Strenger Kohleatem haftet an meiner Haut. Erstickend. Ich weine. Tränen gleiten über den Fettfilm, fallen von meinem Gesicht. Mein Körper summt. Ich muss nach Hause, aber laufen tut weh. Ich lege die Hand zwischen meine Beine und fühle Blut und Fett. Mir ist übel. Ich wische mir den Mund am Ärmel ab, stecke meinen Handschuh hinein und beiße auf die Wolle zwischen meinen Zähnen. Ich renne. Nicht weit. Nicht schnell. Es schmerzt zu sehr. Ich beiße noch fester zu. Wüschte Wolle wäre Stahl. Ich sehe mich um. Übel folgt mir in Schlieren. Schillernde pinke Flüsse. Ich hoffe auf Regen.

Ich schlüpfe durch die halb geöffnete Tür. Sie knarrt trotzdem. Sie werden das hören, mich im Flur abfangen. Er wird nicht nach dem Blut fragen. Sie nicht fragen, warum meine Kleider zerrissen sind. Sie wird sagen, dass ich hübsch aussehe. So rosig die Wangen. Er mir einen Kuss auf den Kopf drücken und sagen: Essen um sieben. Ich schlucke einen Mund voll Übel, schleiche mich still,

den Handschuh zwischen mahelnden Zähnen, die Treppe rauf.

Im Bad drehe ich die Dusche auf und stelle mich darunter. Meine Kleider lasse ich an. Das warme Wasser brennt. Es prickelt auf der Haut. Mit den Zähnen pack ich meine Lippen. Kleider kleben an meiner Haut und es brennt, brennt, brennt, während ich mich ausziehe. Ich werfe gedunsenes Gewebe. Gesättigt mit Blut, Fett und Wasser. Die Kleider klatschen gegen die Wanne, platschen zu Boden. Wasser fließt rot. Schwarz und rot. Vor allem rot. Langsam wasche ich mich. Mit den Fingern. Viel Seife. So viel Seife. Ich schrubbe. Es schmerzt. Ich sehe meine Tränen Schaum brechen, ertrinken im Abfluss. Ich will mit. Stürzen, sinken, ertrinken. Will ins Warme, Dunkle. Ich setze mich in die Wanne. Steck den Stöpsel rein. Ich schließe die Augen.

Ich öffne die Augen, als Wasser in meine Nasenlöcher dringt. Ich wickele Zehen um die Kette des Stöpsels und ziehe bis er ploppt, das Wasser nicht mehr blockt. Weiße Fettagen. Ich sehe zu. Wie sie kreiseln, vor sich hinsiegeln auf der Wasseroberfläche. Langsam. Unbekümmert. Genießen sie das Wasser. Mein Wasser. Ich erlaube meinem schmerzenden Gesicht ein schwaches Lächeln, als das Loch sie unvermittelt schluckt. Nicht mein Loch.

Es dauert, bis ich aufstehen kann. Meine geschwellenen Beine verweigern sich. Beugen geht nicht. Ich halte mich am Rand der Wanne fest, manövriere meinen Körper

vorsichtig aus dem Wasser. Meine Knochen knirschen. Ich knülle mein Gesicht, kneife die Augen zusammen und die Lippen auch, damit die Schreie nicht entkommen. Ich stehe unter dem Strahl, beginne zu schrubben. Das Wasser ist jetzt kalt. So kalt. Egal. Ich muss sauber werden. Das Rot wegrubbeln. Das Fett weg. Seifenschaum rutscht runter. Kalt. Tropfen lochen Haut, drängen rein, rauschen durch, knallen kalt auf Knochen. Rotes Blut wird langsam blau. Summende Knochen halten still. Kalt. Taub. Ich stelle das Wasser ab. Greife nach dem Handtuch. Trete aus der Dusche. Das Handtuch fühlt sich nicht flauschig an auf meiner Haut. Fühlt sich nicht warm an. Fühlt gar nicht. Ich fühle gar nichts.

Leise gehe ich durch den Flur. Leise öffne ich die Tür zu meinem Zimmer. Leise schließe ich sie. Doch zu spät. Schon gehört. Sie traben die Treppe rauf. Trampeln sich gegenseitig nieder. Wickeln sich um das Treppengeländer. Kein Schloss an der Tür. Ich lehne mich. Sie werfen sich, dagegen, sie fliegt auf und ich flieg auch. Das Handtuch fällt. Vier Augen. Groß. Blau. Glasig. Aufgerissen. Weit. Sie starren. Mami schubst Papa aus dem Zimmer. Schließt die Tür. Er hustet. Tut mir leid, Peach, sagt er. Du hättest was sagen sollen. Geh bitte nach unten, Papa, sagt Mami. Wir hören ihn behutsam die Treppe hinuntergehen. Ich wickele mich in das Handtuch und setze mich auf das Bett. Mami setzt sich neben mich. Du bist so heimlich hochgegangen, sagt Mami. Wir haben dich

gar nicht kommen hören. Ihre Augen sind groß und glässig, in ihren Pupillen pulsiert die Reflexion meiner kümmerlichen Schultern. Ihre Augen betasten mein Gesicht und meinen Körper und sie lächelt. Ihr Lächeln ist pink und bedeckt fast ihr ganzes Gesicht. Ich bin leise reingekommen, weil ich Baby nicht wecken wollte. Ich dachte, vielleicht schläft er, sage ich. Oh, du bist so ein braves Mädchen, Peach, sagt sie. Er ist gerade erst eingeschlafen. Braves Mädchen. Sie streichelt mein nasses Haar. Was möchtest du zum Abendessen?, fragt sie. Ich bin nicht hungrig, Mami, sage ich, den Blick gesenkt. Sei nicht albern. Ich wollte Nudeln mit Fleischbällchen für Papa und mich machen. Für dich auch, bloß mit Gemüse? Ich hab' herrlichen jungen Zuckermais. Sie schmatzt und nickt. Ihre Augen hüpfen in den Höhlen. Mir geht es gut, Mami, wirklich. Ich hebe den Blick, sehe sie an, will wissen, ob sie die rote Pfütze zwischen meinen Beinen bemerkt, die sich durch das Handtuch frisst. Platsch. Es platscht auf den Teppich. Sie blinzelt, die Tropfen geben den Takt. Nun gut, ich mach es trotzdem, nur falls du später doch hungrig bist. Sie küsst meinen Scheitel. Klein bisschen käsig siehst du aus, Peach. Mit ihren vogeligen Fingern kneift sie mir in die Wangen, steht dann auf und eilt aus dem Zimmer. Sie dreht sich um und lächelt mich an, bevor sie die Tür schließt. Ihre Lippen gleichen dem Fleisch, das ich vorhin erbrochen habe.

Ich nehme den Spiegel aus dem Regal. Ich breite das

Handtuch auf dem Boden aus und lehne mich mit dem Rücken gegen die Tür. Ich spreize langsam meine Beine und klemme den Spiegel zwischen den Schenkeln fest. Ich presse die Hand vor den Mund, um das Übel zurückzuhalten. Andere Hand fasst an. Geweberiss. Geschlitzt. Geritzt. Mit zwei zitternden Fingern berühre ich gerissene Haut, halte den Hautschlitz zu. Blut tröpfelt taktvoll, sanft. Ich beuge mich zum Spiegel. Flüssiges fließt aus meinen Augen, rinnt Richtung Rot über meinen Bauch. Kleine Flüsschen. Ziehen Schleifchen. Glitschige Seide, meine gerissene Haut. Scharlachbefleckt. Ich muss die Blutung stillen. Ich beuge mich weiter vor, schlinge meine Hände um das Bein des Schreibtischs und ziehe mich hoch. Ich ziehe ein Taschentuch aus der Box und presse es zwischen meine Beine. Ich ziehe meinen Morgenmantel an. Schlüpfte in Schlappen. Schliere die Treppe hinunter. Mami ist in der Küche. Kocht. Ich rieche das Fleisch. Rind. Röstet. Verkohlt. Sein Atem kriecht in meine Nasenlöcher. Beißender Rauch. Ersticken. Ich schlucke.

Bist du noch nicht angezogen?, sagt Mami. Nein. Ich muss noch ein Loch in meiner Jeans nähen. Das abgerissene Ding? Schmeiß sie einfach weg, Peach. Wir gehen diese Woche in die Stadt und kaufen ein paar neue. Als ich an ihr vorbeigehe, kneift sie mich in den Po. Ich öffne den Schrank unter dem Waschbecken und nehme den Nähkorb. Ich muss eh noch andere Sachen nähen, sage ich. Sie schnalzt mit der Zunge, schleckt Sauce vom Löff-

fel. Ich schlüpfte vorbei und renne die Treppe rauf. Ich habe das Eis vergessen. Ich kraxele wieder runter. Ich wühle im Eisfach, finde den Eiswürfelbehälter. Zu viel Bewegung. Blut rinnt mein Bein runter. Mami sieht es nicht. Sid stakst in die Küche. Pfoten patschen, übertönen das Tropfen. Er scharwenzelt um meine Beine. Sein Fell fühlt sich weich an. Sein Fell wird rot. Ich löse mich von seinem Flausch, lasse ihn stehen, lass ihn stehen und schlabbern. Sid schlabbert die Tropfen auf.

Ich schließe meine Zimmertür und lehne mich dagegen. Ich sehe mich um. Ich weiß nicht, wonach ich suche. Ich hebe das Handtuch auf, dann breite ich es an derselben Stelle wieder aus. Ich suche im Nähkästchen nach pinkem oder pfirsichfarbenem Faden. Ich finde keinen. Dann weiß. Ich fädele ihn durch das Ohr. Es dauert lange. Meine Finger zittern noch. Ich verknote doppelt. Drei Mal. Vier. Das reicht. Ich schlage den Eiswürfelbehälter gegen den Schreibtisch. Fest. Jetzt fallen die Würfel raus. Drei passen in meinen Mund. Ich setze mich auf das Handtuch. Spreize die Beine. Platziere den Spiegel. Oh. Ich nehme einen Eiswürfel und drücke ihn gegen meine Haut. Oh. Kalt. Oh. Ich lasse es heruntergleiten an meine – kalt. Oh so kalt. Ich schiebe das Eis auf den Schnitt. Halte es da fest. Wasser tropft von meinen Fingern. Die Kälte tut gut. Ich warte bis das Eis geschmolzen ist. Das Eis in meinem Mund bleibt ganz. Meine Lippen im Spiegel blau und geschwollen. Auf gedunsen. Stein hart. Sie

sehen aus, als ob sie gleich aus meinem Gesicht gleiten würden. Ich schaue nach unten. Oh. Der Schlitz ist kleiner. Noch immer eine Bresche doch. Ich nehme die Nadel. Zwei Finger halten kalte Haut. Ich zupfe am Faden. Lut-sche das Eis. Richte die Nadel aus. Stecke sie rein. Stop. Kratzen. Katze. Kratzt. Nicht jetzt, Sid. Kratzen. Nicht jetzt. Ich will, dass er weggeht. Kratzen hört auf. Ich warte. Er ist weg. Ich fange an. Schiebe die Nadel durch die Haut. Stopfe. Es tut nicht weh. Aber es blutet. Weißer Faden wird rot. Roter Faden. Rein. Raus. Ich ziehe. Zupfe. Zer-re an der Nadel. Rein. Raus. Raus. Raus. Licht aus.

Peach! Das Kreischen zwingt meine Lider auf. Peach! Abendessen ist fertig! Komm bitte runter. Mami steht am Fuß der Treppe. Ich höre Papa in die Küche eilen, einen Stuhl über Fliesen schleifen, sich setzen. Ich greife nach der Schere. Schnipp. Es blutet nicht mehr. Ich sehe mich im Zimmer um. Suche Kleider. Ich finde einen Schlafanzug. Warum?, werden sie fragen. Weil ich müde bin, werde ich sagen. Ich falte das Handtuch zusammen und stopfe es in den Müll. Das Nähkästchen bringe ich später.

Ich öffne die Küchentür und spähe. Manisch grinsende Gesichter. Große Augen. Groß. Glotzend. Ich ringe mir ein Lächeln ab. Ich setze mich neben Papa. Auf dem Teller vor mir Gemüse. Grün und Gelb. Pasta. Hellgelb. Farben. Kein Pink. Ich habe Hunger. Sieht gut aus, sage ich zu Mami. Sie lächelt. Sie schaut. Sie will mich essen sehen. Also esse ich. Langsam. Ich zerschneide den Mais. Zerschneide die

Bohnen. Drehe Nudeln um die Gabel. Kreisend. Und rein. Ich kaue. Papa schaufelt Spaghetti in sein Lächeln hinein. Ihr Fleisch rieche ich nicht. Wir essen. Ich bin voll. Ich trinke Wasser und es legt sich glatt auf das Essen in meinem Bauch. Rauscht und wirbelt, als ich aufstehe und ins Nebenzimmer gehe. Baby schläft, sagt Mami. Sei leise. Leise öffne ich die Tür, ganz vorsichtig. Schummerlicht, weiches Leuchten. Warmes Gelb. Das Bettchen ist in der Ecke. Baby aufrecht. Lächelt mich an. Breites Lächeln. Breiter als das von Mami und Papa. Wabbelige Ärmchen packen Gitterstäbe. Er brabbelt, seine Haut wabbelt, als ich lächelnd näherkomme. Ich betaste mein Gesicht. Geschwungene Lippen. Lächeln. Ich lächele. Ich strecke die Arme nach Baby aus. Er versucht sich hochzuziehen, aber seine Beine sind Wackelpudding. Er wabbelt wieder, fällt in sich zusammen. Sein Schrei fliegt durch die Luft, reißt mir das Herz auf. Ich hebe ihn aus der Wiege, drücke ihn dicht an meine Brust. Küsse seinen Kopf. Lecke Puderzucker von meinen Lippen. Sein rotes Gesicht wirkt noch röter im gedämpften Licht. Ich schaukele, von links nach rechts, bis er immer leiser krächzt. Kitzele seine bebenden Wangen. Sein Mund schließt sich, dann fließt ein Lächeln darüber. Ich nehme ihn mit zum Sofa und setze mich. Vor dem Feuer ist es warm. Er leuchtet. Hi Baby, schmeichele ich. Wo der Puderzucker ab ist, da haftet sein Rücken an meiner Haut. Sein Körper brummt in meinen Armen. Wabernde Haut. Klebrig. Wackelpudding.

Wackelpudding Baby. Er gluckst. Ich kitzele seinen Wackelbauch. Durch den transparenten Körper kann ich meinen Arm sehen. Ich verlagere sein Gewicht. Nehme den Arm von seinem Rücken. Bette ihn in meinen Schoß. Mein Arm fühlt sich warm an. Ich reibe rotes Klebezeug weg. Baby schmilzt. Ich bin so eine Idiotin. Ich hebe ihn auf und bringe ihn zum Tisch. Ich setze ihn auf die Unterlage, packe ihm Kissen in den Rücken und fasse nach dem Puderzuckerstreuer. Die Unterlage klebt, als ich versuche ihn umzudrehen. Ich schäle ihn vom Plastik. Lippen beben. Er wird weinen. Schsch Baby, schsch, sage ich. Ich glätte seinen Rücken. Bringe den Bauch in Form. Bestreue ihn mit Zucker. Schsch. Peach ist ein Dummerchen, sage ich, nicht wahr? Ist sie nicht ein Dummerchen? Er kichert und gluckst. Ich lächele und streue immer weiter. Ich hebe ihn hoch und beobachte, wie der überschüssige Zucker staubt. Schwinge ihn herum und er kichert. So gut wie neu. Mami und Papa öffnen die Tür. Stehen und starren. Beide lächeln, es wächst synchron auf ihren Gesichtern. Sie stolpern herein und setzen sich nebeneinander hin. Sie halten Händchen. Ich halte Baby. Dicht an meine Brust gepresst, lasse ich seinen Körper hoch und runter wippen. Wackelpudding wabbelt. Siehst du?, sagt Papa. Man muss sich nur ein wenig an ihn gewöhnen, das ist alles. Wir wissen ja auch, dass er für dich ein wenig überraschend kam, Peach, sagt Mami. Aber ein kleiner Bruder wird dir guttun. Ich wippe mit Baby. Ich

sehe Mami an. Ihre Augen so groß. So blau. Ihr Bäuchlein schaut über den Hosenbund hinweg. Nur ein bisschen. Langsam verliert sie Babyfunde. Sie hat Sex gehabt. Sie fängt meinen Blick, zieht den Pulli runter. Sie streckt mir die Zunge raus. Papa grinst. So kannst du schon mal üben, sagt er. Wofür? Ich spüre meine Stirn Falten schlagen. Na, wenn du und Grün, wenn ihr mal Babys habt. Wenn wir mal was? Ich höre auf zu wippen. Nun, Peach, wir wissen was los ist. Wir sind deine Eltern und wir sind nicht von gestern. Wir wissen, dass ihr beiden – du weißt schon, sagt Papa. Baby windet sich in meinen Armen. Ich übergebe ihn an Mami. Nein, Papa. Ich glaube nicht, dass ich weiß, was du sagen willst. Ich bin zu jung für Babys, sage ich und lümmele mich in den Sessel am Feuer. Aber dann hat Baby doch auch gleich jemanden zum Spielen. Mami springt vor, beinahe lässt sie Baby fallen. Papas Kopf wippt wie wild auf seinem Hals. Mach nur, sagt Mami. Grün ist ein lieber Junge. Ihr seid so ein süßes Paar. Und der Sex klingt unglaublich, sagt Papa. Mein Gesicht flackert so rot wie das von Baby. Ich kann es nicht sehen, aber mir wird heiß. Ich drehe mein Gesicht zum Feuer. Brenne mit. Mami kichert und kneift Papa in die Wange. Ist ja gut, Peach. Sex ist was Gutes. Mami und ich machen es ständig. Gerade eben erst, auf dem Küchentisch. Es ist ganz natürlich, Peach, jetzt schäm dich nicht. Grün kann sich glücklich schätzen. Die meisten Mädchen lassen sich auf nichts ein, bevor sie nicht verheiratet sind. Aber nicht

unsere Peach. Und da sind wir sehr stolz auf dich. Es ist gut, Erfahrungen zu sammeln, und wenn du dabei mit einem Baby gesegnet wirst, umso besser. Ich verstecke mein Gesicht hinter meinen Händen. Ich möchte weinen. Dieser Grün sieht mir wie ein stämmiger Junge aus. Ich bin mir sicher, dass sich das mit ihm für dich ganz phantastisch anfühlt, sagt Mami. Die Zunge hängt ihr noch immer aus dem Mund, als ich zwischen meinen Fingern hindurchspähe. Sie dreht den Kopf und steckt sie in Papas Mund. Ich kann das nicht mit ansehen. Ich nehme Baby aus Mamis Armen, küsse seinen Kopf und lege ihn zurück in seine Wiege. Da sitzt er, zappelt und kichert, während er zusieht, wie Mami und Papa sich auf dem Sofa wälzen. Sie küssen. Sie knabbern. Große Augen. Mami winkt mir zu. Ich kann das nicht mit ansehen. Aus dem Zimmer, schnell. Schweigend. Die Treppe rauf. Mache die Tür zu, hinter mir. Lasse mich auf das Bett fallen. Vollkommen erschöpft.

Ich liege, eine Hand auf meinem Bauch. Er fühlt sich geschwollen an. Voll. Ich schließe meine Augen und denke an Grün. Mein hinreißender Grün. Wüsste er wäre hier. Läge neben mir. Meine Hand auf seinem Bauch. Seine Lippen auf meinem Hals. Ich fühle mich so voll. So voll. Ich habe zu viel gegessen. Muss zu viel gegessen haben. Ich stelle mir vor, das Essen wäre ein Fötus. Was würde ich tun. Peach und Grün. Mit einem Baby. Mami und Papa wären außer sich vor Freude. Baby hätte jeman-

den zum Spielen. Baby wird sowieso jemanden zum Spielen haben, wenn Mami und Papa nicht aufhören, alle sechs Sekunden rumzumachen. Ich bin zu jung für ein Baby. Grün würde mich verlassen. Nein, würde er nicht. Aber er hätte Angst. Um ein Haar hätte ich meinen Bruder eingeschmolzen. Wenn mein Baby auch Wackelpudding wäre, wäre es verloren.

Ich mag das Völlegefühl. Ich reibe meinen Bauch. Voll. Fest. Ich öffne die Knöpfe meines Hemdes, flip, flapp, Flannell beiseite. Oranges Licht von der Straßenlaterne wirft Streifen auf meine Haut. Ich zeichne die Streifen mit den Fingern nach. Seltsame Schatten zerreißen die Linien. Pendeln über meine Haut. Orange. Von Schwarz unterbrochen. Pendelt zurück zu Orange. Ich setze mich auf. Orange blitzt im Raum. Ich gehe zum Fenster. Als ich ihn an der Laterne schaukeln sehe, muss ich mich am Fensterbrett festhalten. Schleimige Wurstfinger schließen sich um die Laterne. Er schaukelt. Würste baumeln. Ich muss die Augen schließen. Ich muss die Augen öffnen. Sein langer feister Körper pendelt hin und her. Hin. Und. Her. Er schaukelt. Würste baumeln. Wuchtige Arme. Ich muss die Augen schließen. Dick. Fett. Sein Mund geöffnet. Rauch quillt aus dem Schlitz in seiner Haut. In sein Gesicht. Sein Gesicht. Er hat kein Gesicht. Bloß Löcher, eingepiekt in die Haut am oberen Ende. Wo ein Gesicht sein müsste. Tiefe Löcher. Schwarz. Weiter unten, der schwelende Schlitz. Ich muss mich am Fensterbrett fest-

halten. Ich habe Angst. Ich reibe mir die Augen. Ich sehe ihn. Er schaukelt an der Laterne. Winkt mir mit seinem Wurstarm. Wurstfinger zucken an der Hand. Fettig glänzende Haut im orangen Licht. Lange Wurstbeine, die über das Pflaster schleifen. Dick. Fett. Schaukeln. Er. Schaukelt. Schau.